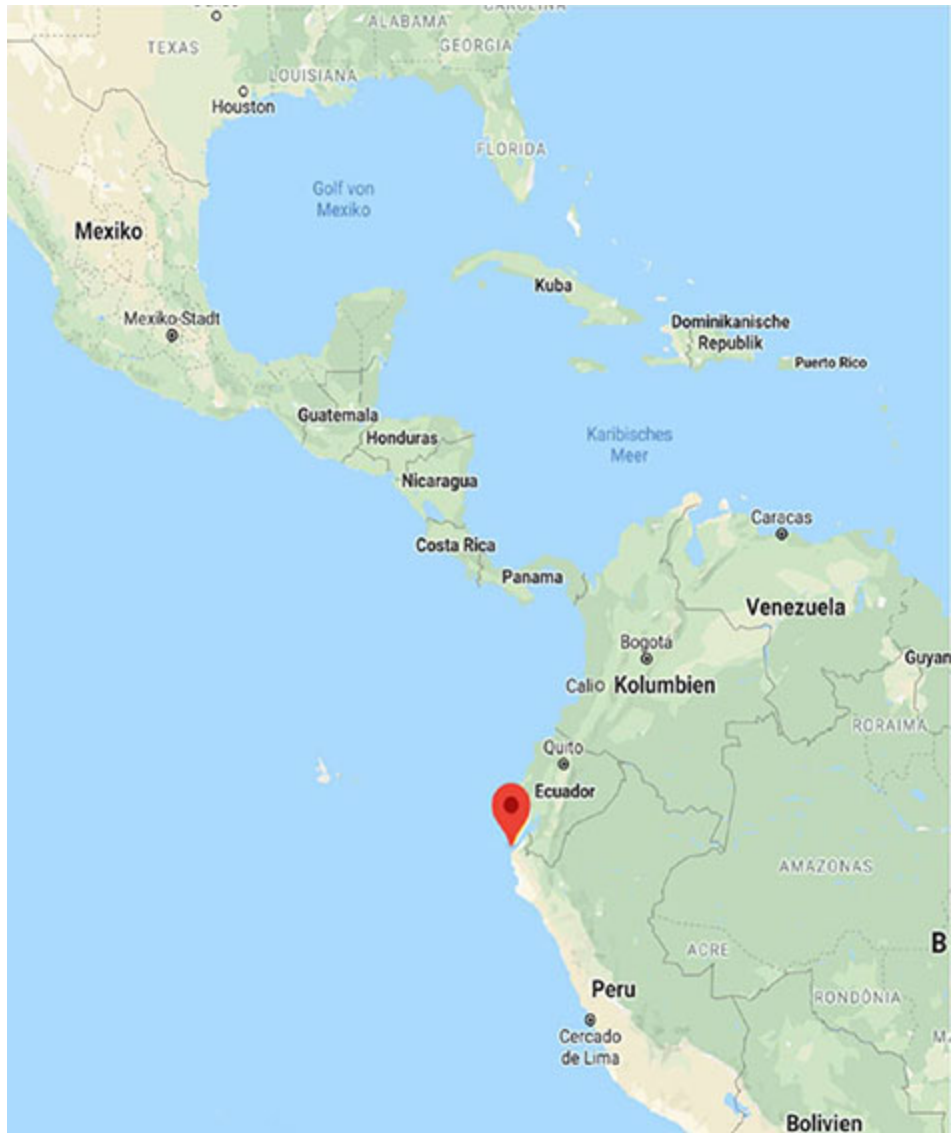




WOLFGANG STOCK

CABO BLANCO

MIT ERNEST HEMINGWAY IN PERU



Cabo Blanco liegt im Norden Perus, an der Grenze zu Ecuador, direkt am Pazifik. Das Fischerdorf ist so winzig, dass es nur in wenigen Landkarten verzeichnet wird.

Ich widme dieses Buch Severin Fassbender Weck.
Ohne diesen prächtigen Menschen wäre die ganze
Geschichte anders verlaufen.

Inhaltsverzeichnis

1. Abflug
2. Aus heiterem Himmel landet Ernest Hemingway in Talara
3. Hollywood hat einen Plan für Peru
4. Alles um ihn herum war ein Lächeln
5. La mar - so sanft und so zart fühlt sich das Meer an
6. Ernesto, sag einfach Ernesto
7. Der große Fisch, der das kleine Cabo Blanco berühmt macht
8. An einer Bar trinken und auf die Welt schauen
9. Es stinkt gewaltig im Cabo Blanco Fishing Club
10. Ich werde Eure Tränen trinken
11. Para el frio, gegen die Kälte
12. Mit der Hand den Himmel berühren
13. Frei sein, wie ein kleiner Vogel
14. Tanz mit dem Tod
15. Das Meer blutet
16. Miss Mary rackert wie eine Ziege
17. Rote Wimpel vor Cabo Blanco
18. This Fish was caught by Elicio Argüelles
19. Ein Freund ist mehr als ein Vater
20. Papa geht so langsam das Benzin aus
21. Wir alle hatten gute Tage
22. Una vida con la muerte al hombro
23. The good luck - das große Glück

24. Ich werde zurückkommen
25. Ernest Hemingway lebt!
26. Old Man back from the Sea
27. Er konnte so wunderbar erzählen
28. Ein Plastikfisch im Wassertank
29. Das Paradies liegt in Trümmern
30. Glossar
31. Personen- und Werke-Verzeichnis
32. Über Wolfgang Stock
33. Photo Credits

1. Abflug



Mr. und Mrs. Hemingway in aufgeräumter Stimmung. Miami International Airport, am 15. April 1956.

Der Nobelpreisträger lächelt. Selten genug. Sanft umfasst die kräftige Hand des Autors Marys zierlichen Oberarm. Seine Ehefrau schaut liebevoll auf zu ihm, während sie seine Krawatte zurechtzupft. Ernest trägt nur ab und an einen Schlips, höchstens bei offiziellen Anlässen oder auf wichtigen Reisen. Der Schriftsteller hat seine blaue Krawatte mal wieder viel zu kurz gebunden, trostlos baumelt das gute Stück vor seinem karierten Tweed-Jackett. Auch Mrs. Hemingway kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Das Ehepaar wirkt wie aufgekratzt, denn die beiden zieht es von Neuem hinaus in die Ferne.

An diesem Sonntagabend legen der amerikanische Autor und seine Ehefrau Mary Welsh einen Zwischenstopp auf dem *Miami International Airport* ein. Das Ehepaar ist aus Kuba, wo die Hemingways auf einer Finca in der Nähe von Havanna ihren Wohnsitz halten, herüber nach Florida geflogen. *Smiling Ernest Hemingway gets a final touch-up from his wife Mary, just before leaving Miami Sunday night for Talara, Peru*, so wird die lokale Tageszeitung, der *Miami Herald*, unter das Foto schreiben, das den Schriftsteller in bester Laune zeigt.

Ein lächelnder Ernest Hemingway erhält von seiner Frau Mary eine letzte Nachbesserung, kurz bevor das prominente Paar an diesem Sonntag Florida verlässt, Richtung Talara in Peru. Der Schnappschuss im Flughafen von Miami strahlt eine innige Vertrautheit und Zuneigung aus, vielleicht ist die Liebe des prominenten Ehepaares ja doch noch nicht ganz und gar aufgebraucht.

Die beiden leben zu diesem Zeitpunkt seit zehn Jahren zusammen und bislang sind keine unschönen Meldungen aus ihrem Ehealltag nach außen gedrungen. Höchstens ein paar boshafte Gerüchte, wie sollte es anders sein, bei einem Mann, der zum vierten Mal verheiratet ist.

Immer wenn es ans Meer geht, hellt sich die Gemütslage des Nobelpreisträgers auf. Der Kalender zeigt den 15. April des Jahres 1956. Aus dem Lautsprecher in der Airport-Lounge tönt die Stimme des Sängers Perry Como mit einem ungewohnt hämmernden Rhythmus, *Oh! Jukebox Baby, my Jukebox Baby*.

Diese neuartige Musik, die mit dem ruppigen Beat des *Rock ,n' Roll* gegen die alte Spießigkeit aufbegehrt, verkörpert ein neues Lebensgefühl, das Ernest Hemingway jedoch irgendwie fremd geblieben ist. Auch im Kino hat James Dean vor einigen Monaten in dem Filmstreifen *Rebel Without a Cause* den Protest der Halbstarcken gegen die biedere Welt der Eltern in das brave Amerika hinausgebrüllt. All dies ist an den Hemingways mehr oder weniger vorbeigegangen, weil das Ehepaar zurückgezogen lebt auf einer tropischen Farm im kubanischen Dorf San Francisco de Paula, weitab von Gut und Böse.

Mr. und Mrs. Hemingway steigen in Miami in ein Flugzeug um, das sie über Nacht nach Peru bringen wird. Genauer gesagt nach Talara, in den Norden des Andenlandes, und von dort geht es mit dem Auto die Panamericana entlang nach Cabo Blanco, einem winzigen Fischerdorf am Pazifik. Der *Black Marlin Boulevard*, ein fischreicher Küstenstreifen südlich der Äquatoriallinie, gilt unter Hochseeanglern als legendenumrankte Destination.

Ernest Hemingway, seine Ehefrau und einige Freunde werden 36 Tage und Nächte - vom 16. April bis zum 22. Mai 1956 - im *Cabo Blanco Fishing Club* residieren, in unmittelbarer Nähe zum Meer. Der Schriftsteller wird das Pazifiknest in diesen fünf Wochen kein einziges Mal verlassen - außer zu seinen Angeltouren.

Auch wenn das Leben des Ernest Hemingway bis in kleinste Winkel hell ausgeleuchtet ist, so weiß man über die Episode in Peru nicht allzu viel. Seine Wochen in Cabo Blanco, so sie denn überhaupt Beachtung finden, bleiben in den Biographien und Abhandlungen über den bärtigen Autor

seltsam konturlos. Vielleicht weil diesmal sein Ziel weit ab vom Schuss liegt. Ernest Hemingway ist dafür bekannt, dass er die ganze Welt mit einem Riesen-Tamtam bereist.

Das *Café de Flore* in Paris, die Lagune von Venedig, der *encierro* beim Bullenrennen in Pamplona, die Steppen Ostafrikas - alles im vollen Scheinwerferlicht. Aber Cabo Blanco? Was zum Teufel sucht der Nobelpreisträger, dieser vorwitzige Abenteurer und umtriebige Schürzenjäger in einem verlorenen Kaff wie Cabo Blanco?

Peru bleibt, es mag erstaunen, das einzige Land Südamerikas, das Ernest Hemingway jemals bereist hat. Er kennt die gesamte Karibik wie seine Hosentasche, von den unbewohnten Inseln der *Florida-Keys* über seine Wahlheimat Kuba bis hin zu den Bahamas. Außerdem hat der Schriftsteller mehrmals Mexiko besucht, doch südlicher ist er niemals vorgestoßen. Dieser Kosmopolit und Weltenbummler hat sich nie das ausschweifende Rio de Janeiro angeschaut, nicht das betuliche Montevideo und auch das frühlingshafte Buenos Aires muss auf ihn verzichten.

Hingegen begibt er sich wochenlang nach Cabo Blanco, in ein trostloses Küstendorf mit ein paar ärmlichen Bretterbuden an einer staubigen Straße. Der berühmte US-amerikanische Autor, zwei Jahre zuvor hat man ihm den Nobelpreis für Literatur verliehen, reist in ein doch ziemlich vergessenes Eckchen dieses Erdballs.

Dabei wird der Aufenthalt in Cabo Blanco bedeutsam sein für den Schriftsteller. In seinem Spanien-Roman *Gefährlicher Sommer* gibt er seinen Lesern einen Fingerzeig. *Von Ende Juni 1954 bis August 1956 waren wir auf Kuba und arbeiteten. Ich war in schlechter Verfassung. Bei Flugzeugabstürzen in Afrika hatte ich mir schwere Rückenverletzungen zugezogen und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Niemand wusste genau, was aus meinem Rücken werden würde, bis wir das Ganze vor Cabo Blanco in Peru auf die Probe stellten, als wir für den Film*

„Der alte Mann und das Meer“ einen riesengroßen Marlin fischen mussten.

Der Mittfünfziger hat sich viel vorgenommen in Peru. Er befindet sich seit einiger Zeit in einem anhaltenden Tief, aus dem er nicht herausfindet. Er hat schmerzhaft Unfälle hinter sich und seit vier Jahren kein Buch mehr veröffentlicht. In Cabo Blanco will der Schriftsteller endlich wieder voll auf die Beine kommen, körperlich wie mental. Und, wenn es irgendwie geht, auch als Schreiber.

Für Herausforderungen solcher Art ist Nordperu wie geschaffen. Im Ozean vor Cabo Blanco findet man den schwarzen Marlin, einen gigantischen Fisch von *over fifteen hundred pounds*. Es ist jener Riesenfisch, der in Hemingways Erfolgsroman *Der alte Mann und das Meer* neben dem alten Mann Santiago und dem Jungen Manolín die Hauptrolle spielt.

In Cabo Blanco sollen die Außenaufnahmen für die Hollywood-Verfilmung von *Der alte Mann und das Meer* gedreht werden. Der Schriftsteller will diese Dreharbeiten auf dem Ozean ein wenig überwachen, zugleich hat er vor, selber den schwarzen Marlin zu jagen. Mit dieser Kraftprobe möchte er einschätzen, wie es gesundheitlich wirklich um ihn bestellt ist. Ob sein Körper ein solches Abenteuer aushält, ob er noch genug Mumm aufbringt, einen Gegner wie den gigantischen Schwarzmarlin zu besiegen.

Im Grunde will Ernest Hemingway wissen, ob noch genügend Kraft verbleibt für ein Hemingway-Leben, für diesen Trubel und Triumph, den alle Welt von ihm erwartet, er an erster Stelle. Auch das süße Leben soll in Peru nicht zu kurz kommen, die Rechnung geht a conto der Filmgesellschaft *Warner Bros.* in Hollywood.

Auf Kuba hat der Amerikaner aus Chicago sich über die Jahre sehr an einen kreativen Müßiggang gewöhnt, er benötigt die Sonne, die Schwüle der Tropen und er braucht vor allem das Meer, um überhaupt schreiben zu können. So will der angeknackste Ernest Hemingway sich in Peru ein

wenig vergnügen, den stürmischen Pazifik erkunden, mit den Freunden herumalbern, gut essen und sich des Abends an der Hotelbar die Kante geben.

Insofern mag sich das raue Fleckchen im Norden Perus mit den paar hundert Bewohnern gar nicht so schlecht einfügen in den behaglichen Tropenkosmos des Ernest Hemingway. Vor allem weil er im *Cabo Blanco Fishing Club* nur einen Steinwurf von seinem geliebten Meer entfernt wohnen wird. *Die Welt ist so voll von so vielen Dingen, dass ich sicher bin, wir sollten alle glücklich sein wie die Könige.* Doch, gerade diese Frage möchte er sich in Cabo Blanco beantworten, wie ist es um das Glück des Königs wirklich bestellt?

Ob sich in unseren Tagen noch Spuren des Ernest Hemingway in Cabo Blanco finden lassen? Auf Huldigungen an diesen amerikanischen Autor stößt man ja in aller Welt, nicht nur an einem Ort wie bei anderen, sondern verstreut über Länder und Kontinente. In Madrid und Ronda, in den Dolomiten, im österreichischen Montafon oder gar im tiefen Schwarzwald, in Key West, in den Rocky Mountains oder in Kenia und Tansania. Auch wenn die Hommage oft bloß an der Oberfläche kratzt, die Verehrung für diesen Mann bleibt ein Phänomen, dieser Schreiber aus Oak Park bei Chicago hat sein Wirken weit und tief gestreut.

Der fortwährende Radau um seine Person zeigt, Ernest Hemingway lebt, obwohl er doch schon so lange tot ist. Literarisch ist dieser Mann deshalb nicht kleinzukriegen, weil die Melodie und der Rhythmus seiner Texte die Gefühlslage vieler Lesergenerationen auf den Punkt genau getroffen hat. Doch noch etwas Ungewöhnliches kommt hinzu: Dieser Literat hat zudem, wie ein Popstar unserer Tage, ein kunterbuntes Leben vorzuweisen.

Nun kann man seine Person von seinem Werk nicht trennen. Dieser Mann lebt wie eine seiner Romanfiguren und er stirbt auch so. William Faulkner, der Nobelpreis-Kollege, meint denn, wohl ein wenig neidisch: „Den wenigen, die ihn

gut kannten, war er als Mann fast so viel wert wie die Bücher, die er geschrieben hat.“

Auf den einen oder anderen Beobachter, insbesondere auf Frauen, mag Ernest Hemingway mit seinem Riesen-Ego manchmal aufgeblasen wirken, wie der Idealtypus eines Macho-Mannes. Kriegsreporter, Schürzenjäger, Schnapsbruder, dieser Kerl tut einiges für sein Image. Aber Obacht, der Mann mit dem grauen Bart ist kein Blender oder Aufschneider. Verletzungen hat er zuhauf erlitten, er selbst ist kein Unschuldslamm, die Narben seiner Seele versucht er mit starken Sprüchen zu verbergen.

Die Qualität seiner Werke ist unbestritten. Selbst bei seinen Kritikern gilt Hemingway als ein bienenfleißiger und pingeliger Schreiber. Dieser Autor muss um seinen Ruhm kämpfen wie ein Löwe, ihm ist nichts in den Schoß gefallen, nicht in der Literatur und auch nicht im Leben. Und der Preis, den er letzten Endes für seinen Weltruhm zu zahlen hat, der erweist sich als hoch. Aus diesem Grund bleibt die Frage berechtigt: Wie ist es um das Glück des Königs bestellt?

Mehr und mehr ziehen dunkle Wolken auf im Alltag des Mittfünfzigers, er ist vom Jahrgang 1899. Wenn er in den Spiegel schaut, dann erblickt er einen verbrauchten Mann. Die wilden Jahre liegen schon lange zurück. Die üblichen Zipperlein des Alters - von Diabetes über Erektionsstörungen bis hin zu den Hämorrhoiden - haben ihn befallen, das kaputte Bein und den maladen Rücken schleppt er seit Jahrzehnten mit. Ganz schlimm sieht es in seinem Kopf aus. Er kann sich schlecht konzentrieren, sein Gedächtnis ist hundsmiserabel, auch das Schreiben fällt ihm schwer.

Der Nobelpreisträger versucht, Halt zu finden im Leben. Er klammert sich wie ein Ertrinkender an jeden Rettungsring. An die Erinnerungen, die wegfliegen wollen. An die Kraft, die Tag für Tag abnimmt. Und an die Hoffnung, die immer weiter

schrumpft. Die Stimmung des Schriftstellers wird in Cabo Blanco etliche Male Achterbahn fahren.

Die Fragen, die er sich seit Jugendtagen stellt, schießen auch in Peru hoch. Was bedeutet das Leben? Kann man die große, die reine Liebe auf dieser Welt finden? Bin ich, dem die Kriegskugeln und die Flugzeugabstürze nichts anhaben konnten, bin ich, der unverwüstliche Ernest Hemingway, wirklich unsterblich?

Der Gedanke an die eigene Endlichkeit macht sich seit geraumer Zeit in ihm breit, und er kann die Unruhe nicht mit dem Whiskey wegspülen. Depressionsschübe bemächtigen sich seiner in immer kürzeren Abständen. Auch diese Frage treibt ihn um: Was bleibt von all dem Ruhm am Ende des Tages? Was ist, wenn die Träume alle ausgeträumt sind?

So in etwa mag man seine Gemütslage umreißen, im Frühjahr 1956. Er selber macht sich schon lange nichts mehr vor, das Beste liegt hinter ihm. Und wann immer er auf das schaut, was da kommen kann, es bessert seine Laune nicht. Doch kapitulieren will Ernest Hemingway nicht. Das Handtuch werfen ist nicht Sache des Haudegens.

Er hat seinen Standpunkt unmissverständlich in *Der alte Mann und das Meer* niedergeschrieben, sein Credo wird sogar auf T-Shirts und Kaffeebechern gedruckt. „Aber der Mensch darf nicht aufgeben“, sagte er. „Ein Mensch kann vernichtet werden, aber nicht besiegt.“ So lautet seine energische Botschaft an alle, die tapfer gegen die Widrigkeiten des Schicksals kämpfen. *A man can be destroyed but not defeated.* Auch er will kämpfen, solange noch Hoffnung da ist.

Dieser Hüne ist eine Kämpfernatur. Unzählige Male hat er Courage und Draufgängertum bewiesen. Schon als junger Ambulanzfahrer im Ersten Weltkrieg, wo an der Front im Veneto sein Leben am seidenen Faden hing. Und später ist er überall dabei gewesen, wo es gekracht und gescheppert hat. Im Hürtgenwald beim zweiten großen Krieg, in Spanien, wo sich Brüder und Freunde massakriert haben und auf

Kuba, wo seit Jahren Rebellen gegen die korrupten Machthaber ins Feld ziehen.

Ernest Hemingway ist kein Literat für den Elfenbeinturm. Ohne Bodenhaftung fühlt sich dieser kernige Naturbursche nicht wohl, ebenso wenig beim Plausch innerhalb der intellektuellen Crème de la Crème. Nahe dem Meer hingegen findet er den Balsam für seine Seele, mitten unter bescheidenen Fischern, zünftigen Schankwirten und bodenständigen Ladenbesitzern. Am Golf von Mexiko, vor den Keys, in Barcelona und Andalusien, in Venedig, Hauptsache irgendwo nahe dem Ozean. Nur dort wirkt dieses urwüchsige Mannsbild ausgeglichen und bei sich.

Das Meer hat es ihm angetan, am Wasser sucht Ernest Hemingway nach den Antworten auf seine Fragen, er grübelt nach über die wichtigen Themen seiner Welt: Über die Lust am Leben und über die wahre Liebe. Hier macht er sich ebenso seine Gedanken über das Sterben. Die Liebe, das Leben und der Tod - es sind Herausforderungen, die jeden umtreiben. Und es sind die Themen seiner Bücher. Diese Vertrautheit zum Individuum und zu dessen Nöten mag erklären, warum dieser Nobelpreisträger solch enorme Spuren hinterlassen hat, während man sich an die Namen anderer Nobelkollegen jener Jahre kaum mehr erinnern kann.

Und, auch dies ist außergewöhnlich in der Weltliteratur, Ernest Hemingways Erzählungen werden gerade auch von einfachen Menschen mit großer Hingabe verschlungen. Selbst Leute, die sonst keine Leseratten sind, kennen und schätzen ihn, erliegen der Faszination seiner Stories und Romane. Ernest Hemingway, der sich von Freunden gerne *Papa* rufen lässt, ist nicht unbedingt ein Schreiber für die gebildete Hautevolee. Im Gegenteil.

Ernest Hemingway mag die einfachen Menschen, das ist unüblich in diesem distinguierten Gewerbe, und die einfachen Menschen mögen ihn. Wie ist die wechselseitige Nähe dieses Literaten zum gemeinen Volk zu erklären? Wohl

zu allererst weil Ernest Hemingway seine Helden nahe der Wirklichkeit laufen lässt. Seine Plots wirken nicht konstruiert, dieser Autor greift voll hinein ins Leben, er holt den Leser ab in seiner Welt. Die Gefühle von Hemingways Helden sind dem Leser nicht fremd. Denn es ist das tatsächliche, das wirkliche Leben, über das hier geschrieben wird: die Suche nach Liebe und Anerkennung, das Aufplustern vor der Bedrohung, die Tapferkeit vor dem mächtigen Gegner, die Selbsttäuschung als Sieger und dann doch wieder die Pleite.

Es ist diesem Ernest Hemingway wie keinem anderen gelungen, die Zerrissenheit der menschlichen Existenz zu erkennen und verständlich zwischen zwei Buchdeckel zu pressen. Die hehren Ideale der Jugend und die kleinen und großen Wünsche an das Erwachsenenleben, vor allem die Gier nach Liebe und den Erhalt der Selbstachtung. Auch über die Unsicherheit und die Bedrängnis des Menschen hat dieser hemdsärmelige Amerikaner geschrieben und darüber, dass wir am Ende doch mit leeren Händen dastehen. Von all dem Schönen und von all den Widrigkeiten eines Menschenlebens erzählt dieser Ernest Hemingway auf seine gefällige und eindringliche Art und Weise.

Wie kein anderer Autor beherrscht er die Kunst des knappen Satzes. Jene schnörkellose Prosa, die sich kurz und flott liest, die jedoch hinter jeder Zeile mehr meint, als im bloßen Text gesagt wird. Diese zugeknöpfte Kühle der Sprache passt nicht nur zu Hemingways einsamen Helden, sondern drückt zugleich das Lebensgefühl vieler Menschen im tagtäglichen Daseinskampf aus, wo auch immer auf diesem Globus.

In der persönlichen Begegnung mit Frauen und Männern hat Ernest Hemingway solch einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, dass es aus den Zeitzeugen nur so herausprudelt, wenn man sie antippt. Trifft man Menschen, die den Nobelpreisträger gekannt haben und mit ihm zusammen gewesen sind, so reden diese Personen wie ein Wasserfall, über den Autor, über seine Eigenarten, über sein

Werk. Sie hören gar nicht mehr auf zu plaudern, sie breiten Intimes und Innerstes aus, obwohl man sich erst seit ein paar Minuten kennt.

Das macht den Unterschied zu anderen aus, auch mit seiner Lebensgeschichte hat uns dieser Erzähler gepackt. Deshalb hat man seine Botschaft verstanden, nicht nur der Literaturprofessor, sondern auch Menschen wie du und ich. Das Stichwort *Ernest Hemingway* wirkt wie ein mentaler Türöffner, wie ein Stimulus, man kann Stunde um Stunde mit Menschen über diesen Mann reden. Und irgendwie weiß man nicht so recht, ob man nun über den bärtigen Literaten, über dessen Verklärung oder in Wirklichkeit gar über die eigenen Wünsche und Träume fabuliert hat.

Ein Leser, der sich auf Ernest Hemingway einlässt, der spürt nach einer Weile, dass sich hinter der Fassade des Boxers und Trunkenboldes, des Schwerenöters und Wüterichs ein feinfühliges Schreiber allererster Güte verbirgt. Ein Purist der Wörter und der Sätze, eine empfindsame Seele, die weiß, wie die Gefühle des Lebens zu Papier gebracht werden. Diese Mischung aus rabaukenhafter Oberfläche und humaner Seelentiefe spricht den Leser direkt an, weil auch wir in unserem Gefühlschaos nicht selten so empfinden. Ein ganz sensibler innerer Kern wird von Ernest Hemingway in uns berührt, hier kennt jemand unsere eigentlich unergründlichen und widersprüchlichen Empfindungen.

Und - das macht ihn einzigartig unter allen Kollegen - Ernest Hemingway belässt es nicht beim Erzählen. Er fantasiert in seinen Büchern nicht einfach wild drauf los, sondern er stellt dem Publikum als Beleg die Zerrissenheit der eigenen Biografie in das Schaufenster der Welt. Eigentlich schreibt er nicht nur für uns, er lebt uns auch noch alles vor. Überspitzt gesagt, dieser Mann schreitet so kraftvoll durchs Leben, wie wir es uns manchmal für uns wünschen würden. Selbstverständlich nicht so rabiat wie er und wahrscheinlich auch nicht gar so lasterhaft. Aber solch

ein forsches Auftreten mit Ecken und Kanten, so selbstbestimmt, so erlebnisreich und so konsequent wie das seine, davon darf man träumen, ab und an.

Fast alle Lebensstationen des Ernest Hemingway - und Cabo Blanco allemal - haben mit dem Meer zu tun. In Peru auf Entdeckungstour gelingt es möglicherweise, die Faszination und das Geheimnis dieses Jahrhundertautors ein wenig zu enträtseln. Nicht auszuschließen, dass wir über seine Leidenschaft zum Meer diesem merkwürdigen Literaten und vor allem diesem schillernden Charakter ein bißchen näher rücken.

Ernest Hemingway, fünf Lebensjahre sollten ihm noch bleiben, will in Peru die großen Fische jagen. Und er wird in der Abgeschlossenheit von Cabo Blanco auf sein Leben schauen, auf seine Träume und auf seine Werte. Im besten Fall ist die Annäherung an den Schriftsteller und an den Menschen in diesem Sinne dann nicht nur ein Buch über Ernest Hemingway. Sondern auch ein Buch über uns, über unsere Wünsche und über unsere Sehnsüchte, ebenso wie über unsere Schwächen und Grenzen. Ein Buch, wenn man so will, über den Hemingway in uns.

2. Aus heiterem Himmel landet Ernest Hemingway in Talara



Der Meister schwebt ein. Talara in Nordperu, am 16. April 1956.

Am frühen Morgen des 16. April 1956, es ist ein Montag, landet die vierpropellerige *Douglas DC-7B* auf dem Flughafen von Talara. Um kurz vor halb acht Uhr rollt die silbergraue Maschine der Fluggesellschaft *Panagra* unter dem ohrenbetäubenden Gedröhne der Motoren und mit dem monotonen Klackern der Propellerblätter auf der schlichten Landebahn im Norden Perus aus. *Panagra*, ein Tochterunternehmen der USamerikanischen *PanAm*, hat sich auf Passagier- und Frachtflüge nach Südamerika spezialisiert.

Viermal in der Woche bedient die Airline die Strecke von Miami über Panama und Lima bis hinunter nach Santiago de Chile und Buenos Aires. Eine Verbindung, deren erste Etappe, von Florida nach Peru, über Nacht durchgeführt wird. Die *Panagra* fliegt auf ihrer Südamerika-Route auch kleine Flughäfen wie jenen von Talara an. Die Provinzstadt liegt im Norden Perus, direkt an der Pazifikküste, nicht weit von der Grenze zu Ecuador entfernt.

Beim Anflug auf Talara erkennt man aus den Fensterluken des Flugzeuges hinter weichen Nebelschleiern einen endlos grauen Teppich vor dem blauen Meer, eine knochentrockene Wüstenlandschaft, soweit das Auge reicht. Eigentlich gehört der Flughafen, den die US-Marines gebaut haben und den die Einheimischen *El Pato* nennen, der *International Petroleum Company*, einem Ölmulti, der im Pazifik vor Talara riesige Erdölfelder ausbeutet. Weil die Bonanza nach dem schwarzen Gold Arbeitskräfte und Glücksritter aus dem ganzen Land anzieht, wächst die Region in Riesenschritten.

Ein paar Tage zuvor hat die US-amerikanische Nachrichtenagentur *UP* die Visite des Nobelpreisträgers angekündigt. Mit dem Datum 13. April 1956 kabelt der *UP*-Korrespondent aus Havanna eine 40 Zeilen-Meldung an Zeitungen in aller Welt. „Der Schriftsteller Ernest

Hemingway und seine Ehefrau Mary werden am Sonntagnachmittag nach Peru fliegen und dort auf die Jagd nach einem 700 Kilogramm Blaumarlin gehen. Die Filmaufnahmen davon werden für die Verfilmung seines Romans *Der alte Mann und das Meer* verwendet.“ Und weiter heißt es in der kurzen Meldung der *United Press*: „Der Schriftsteller gab der Hoffnung Ausdruck, den Fisch in drei oder vier Wochen fangen zu können. In zahlreichen Monaten des vergangenen Jahres konnte ein Fisch von einer solchen Größe nicht in den Gewässern vor Kuba geangelt werden.“

Einen peinlichen Patzer leistet sich *Reuter*, die renommierte britische Nachrichtenagentur, die von dem deutschen Exilanten Paul Julius Reuter gegründet wurde. Die Londoner Agentur schmeißt die Länder durcheinander. *Hemingway for Persia*, kabelt *Reuter* am 15. April 1956 an die ihr angeschlossenen Medienhäuser. *Ernest Hemingway plans to leave his home tomorrow and fly to Persia with his wife to catch fish for use in filming his Nobel Prize winning novel ,The Old Man and the Sea‘.*

Doch der prominente Schriftsteller reist nicht nach Persien, sondern nach Peru. Die meisten Tageszeitungen drucken die korrekte Meldung ab, gleichwohl geben die zahlreichen Medien den Sachverhalt nicht akkurat wieder. Für den Film soll kein Blaumarlin, vielmehr ein schwarzer Marlin gefangen werden, der größte Fisch aus der Familie der Marline. Denn einen blauen Marlin hätte man, mit etwas Anglerglück, auch im Golf vor Kuba erlegen können.

Die Filmgesellschaft aus Los Angeles hat vielerlei Überlegungen angestellt, wie mit den Außenaufnahmen des Filmes am besten zu verfahren ist, denn im Meer rund um Kuba hat man keine imposanten Fische aufnehmen können. In einem Vorführraum der Repräsentanz von *Warner Bros.* in Havanna hat man sich erste Sequenzen angeschaut, die im September im kubanischen Golfmeer gedreht worden sind. Doch die Szenen erweisen sich allesamt als nicht brauchbar.

Ob man statt dessen bestehendes Material nicht einfach in den Film hineinschneiden sollte?

In der *Warner-Niederlassung* begutachten Regisseur Fred Zinnemann, Produzent Leland Hayward und die Hemingways historische Filmaufnahmen von Alfred C. Glassell. Auf diesen Dokumenten ist zu sehen, wie der texanische Sportangler einen Riesenfisch vor Cabo Blanco fängt. Doch diese kurzen Sequenzen finden ebenfalls keinen Zuspruch. Auf ihnen ist deutlich die dünne Angelleine der Sportfischer auszumachen, während die Handlung des Buches vielmehr dicke und schwere Handleinen erfordert, die im Kampf des Fischers mit dem wuchtigen Tier Santiagos Hände einreißen.

Zum guten Schluss hat die Produktionsgesellschaft beschlossen, ein Team nach Cabo Blanco zu schicken, um eigene Aufnahmen zu produzieren. Der schlaue Ernest wittert ein Abenteuer und jede Menge Angelspaß. Er hebt bei Produzent Leland Hayward den Finger. Sowohl die Jagd nach dem schwarzen Marlin, ebenso wie die Filmaufnahmen zu seinem nobelgekrönten Buch möchte der bekannte Autor in Peru höchstpersönlich anleiten und überwachen. Und auch dies, Ernest Hemingway, das alte Schlitzohr, möchte auf Kosten der *Warner Bros.* Filmgesellschaft ein paar schöne Urlaubstage in Cabo Blanco verbringen.

Was vielen Tageszeitungen weltweit lediglich eine knappe Notiz wert ist, elektrisiert Öffentlichkeit und Presse im entlegenen Peru wie kaum eine andere Nachricht. Der berühmteste Schriftsteller dieser Jahre - noch dazu ein Weltenbummler, ein Großwild-Jäger und bekanntlich auch ein notorischer Schwerenöter - beehrt das südamerikanische Land. Einen solch illustren Gast begrüßt man in den Gefilden von Peru nicht alle Tage, der Aufenthalt des Nobelpreisträgers ist für das arme Andenland nahezu ein historisches Ereignis. Die wichtigsten Zeitungen der Hauptstadt stehen Kopf und schicken ihre Reporter von Lima

in den Norden nach Talara, um über die Ankunft des namhaften Autors zu berichten.

Insgesamt mehr als zwölf Stunden hat der Flug des Ehepaares Hemingway von Miami nach Talara gedauert, nicht zuletzt weil eine Zwischenlandung in Balboa am Panamakanal eingelegt worden ist. Die Ankunft von *Panagra 333* hat sich in der Provinzstadt schnell herumgesprochen. *Panagra*, der Name der US-amerikanischen Fluggesellschaft steht als Abkürzung für *Pan American Grace Airways*, und dieses *Grace*, eigentlich ist es der Name der Gründerfamilie, meint übertragen ja so viel wie *Grazie* oder *Anmut*. Und mit Grandezza schwebt an diesem wolkenlosen Aprilmorgen, zarte Sonnenstrahlen haben sich über den Landstrich gelegt, tatsächlich der weltbekannte Gast in Talara ein.

Doch wer eigentlich ist dieser Mann, der da zu Besuch kommt? Ein *gringo*, *pero no un gringo cualquiera*, wie einer der Journalisten aus Lima nach der Ankunft schreiben wird. Ein *gringo* besucht Peru, aber eben nicht irgendein gewöhnlicher *gringo*. Die Bezeichnung *gringo* gilt in jenen Jahren als ein hässliches Schimpfwort in Peru, jedoch sei dieser *gringo* wohl kein typischer Vertreter von Hochmut und Kolonialgehebe nordamerikanischer Prägung. Dieser *gringo* ist renommiert und weit gereist, ein Autor mit Millionenauflage. Nobel-Ehre obendrein. Und, der US-Amerikaner hat dies stets betont, er ist ein Freund der hispanischen Welt.

Der Aufenthalt in Peru sollte das erste Mal - und in seinem Leben im Übrigen das einzige Mal - sein, dass der Schriftsteller aus Chicago seinen Fuß auf südamerikanischen Boden setzt. Und diese Ehre gewährt Ernest Hemingway dem - nach Brasilien und Argentinien - flächenmäßig drittgrößten Land in Südamerika. Einem Staat, über den in den Medien der Welt wenig berichtet wird, vielleicht auch, weil es nicht allzu viel zu berichten gibt.

Die fahlen Nebelschwaden haben sich rasch verzogen an diesem Montagmorgen, die Luft riecht leicht salinisch und

nach Kerosin. Am Horizont deutet sich über dem Meer heiter ein Regenbogen an. Gegen halb acht Uhr kommt die silbrige Maschine mit dem schwungvollen Schriftzug *El Inter Americano* schließlich vor dem schmucklosen Hangar zum Stehen. Eine fahrbare Flugzeugtreppe wird an den Flieger herangeschoben und die Tür des Flugzeugs öffnet sich.

Eine Stewardess in der grünen *Panagra-Uniform* mit weißem Hemdkragen, über der linken Brust eine Anstecknadel der Fluggesellschaft, das schwarze Haar streng unter einem Hütchen vergraben, schaut sich lächelnd um. Alsdann lässt sie die Passagiere aussteigen. Als ersten erblickt man den schlanken Peruaner Enrique Pardo Heeren, den Präsidenten des *Cabo Blanco Fishing Clubs*.

Nach ihm kommt als zweiter ein älterer Herr aus dem Flugzeug, eher von der Statur eines Grizzlybärs, überaus wuchtig im Erscheinungsbild, mit breiten Schultern und kräftigem Körperbau. Der Mann ist groß, *6 ft.* steht in seinen Ausweispapieren, diese 6 Feet sind umgerechnet etwa 1,83 Meter. Das Gewicht wird im Reisepass mit *220 lbs.* beziffert, diese 220 Pound des angloamerikanischen Maßsystems rechnen sich auf 99,79 Kilogramm um. *Braune Haare* und *braune Augen* steht zudem in den Personalpapieren des graubärtigen Mannes.

An diesem Morgen trägt der berühmte Besucher ein dickes grünliches Jackett, darunter ein helles Hemd, eine blaue Krawatte, dazu eine graue, ein wenig zu kurz geratene Hose. Seine festen Schuhe sind ungeputzt, fällt dem peruanischen Reporter Manuel Jesús Orbegozo auf. Ein schlimmer Fauxpas in diesen Breiten, wo gutes und sauberes Schuhwerk als Ausweis von Vornehmheit gilt.

Überhaupt erscheint der Mann dem Äußeren nach als ein wenig nachlässig, die Haare sind ungewaschen und wuschelig, aber möglicherweise ist diese Ungepflegtheit dem langen Flug geschuldet. Vom Alter mag man ihn, grauhaarig und irgendwie zerknittert, so um die 60 Jahre

schätzen. Die Gesichtshaut des Gastes wirkt auffallend rot, wahrscheinlich von zu starker Sonnenstrahlung.

Diesen Kopf gleichwohl, mit der rundlichen Brille und dem ergrauten Vollbart, den erkennen die Umstehenden sogleich. Sie haben die Fotografie dieses Mannes in den Zeitungen und in den Büchern schon etliche Male gesehen. *Ernest, Ernest, Ernest*, schallt es laut über die Landebahn. *Prensa, prensa*, hört man dann rufen, wir sind von der Presse.

Der ältere Mann bleibt oben auf der engen Gangway stehen, mit beiden Händen hält er eine längsgeknickte Zeitschrift, und nun lächelt der Besucher freundlich. Hinter ihm erscheint eine Frau, eine vom Aussehen nicht mehr ganz junge, dennoch aparte Schönheit mit kurzen blonden Haaren, wesentlich kleiner als er, die den Wartenden verbindlich zuwinkt.

Besonders drei Journalisten, die schon seit sechs Uhr in der Früh warten, schreien dem Vollbart aus dem Flugzeug ein launiges und vor allem lautes Willkommen zu. Manuel Jesús Orbegozo von *La Crónica*, Mario Saavedra-Pinón Castillo für *El Comercio* und Jorge Donayre Belaúnde von *La Prensa* machen unüberhörbar auf sich aufmerksam. Das Reporter-Trio aus Lima, die drei Redakteure sind Ende zwanzig, Anfang dreißig, wirkt an diesem Montagmorgen wie aufgedreht.

Ernest Hemingway, in seinem hellgrünen Jackett mit der immer noch viel zu kurz gebundenen blauen Krawatte und einer weißen Baumwoll-Kappe auf dem Kopf, geht nun schleppend die Gangway herunter. Vorsichtig und bedächtig stützt er sein Gewicht am Geländer der mobilen Rolltreppe ab. Ursache seines behäbigen Ganges ist eine schlimme Splitterverletzung am rechten Bein. Er hat sich die Verwundung vor 38 Jahren durch eine Mörsergranate in Fossalta di Piave, in Norditalien, am Ende des Ersten Weltkrieges zugezogen und sich nie richtig davon erholt.

Nach Ernest Hemingway und seiner Frau Mary Welsh entsteigen jetzt auch die Freunde des Nobelpreisträgers dem Flugzeug. Der Schriftsteller scharft gerne Gleichgesinnte um sich, seine Großzügigkeit als Gastgeber ist weithin bekannt. Unter den Getreuen befindet sich wie meist Gregorio Fuentes, der kubanische Kapitän von Hemingways Yacht *Pilar*, der seit vielen Jahren ein enger Begleiter und auch ein guter Freund ist. *El Viejo*, der Alte, nennt Ernest Hemingway ihn liebevoll, diesen treuen Sancho Pansa aus dem Fischerdorf Cojímar.

Von Bord kommt ebenfalls Elicio Argüelles II, ein jugendlich wirkender Rechtsanwalt und bekannter Sportangler aus Kuba, sein Vater in Havanna ist ein enger Freund des Schriftstellers. Mit dem durchtrainierten Elicio trifft sich der Autor oft zum Tontaubenschießen im *Club de Cazadores del Cerro*, im Jagdclub von Rancho Boyeros außerhalb der Hauptstadt. Der drahtige, gut aussehende Elicio, er mag Mitte vierzig sein, soll Ernest Hemingway in Peru bei der Jagd nach dem schwarzen Marlin zur Hand gehen.

Enrique Pardo Heeren, ein *limeño* mit dünngerahmter Brille und streng zurückgekämmttem Haar auf der Halbglatze, begrüßt zuerst den Verwalter des *Fishing Clubs* und dann die Fahrer der Wagen, die alle Ankömmlinge nach Cabo Blanco bringen werden. Zygmunt Plater, der Klubverwalter, stellt sich den Hemingways vor. Leicht grummelnd schaut der Schriftsteller nach dem anstrengenden Nachtflug auf den ganzen Rummel. Ernest Hemingway mag es, im Mittelpunkt zu stehen, aber er kennt auch Momente, da möchte er einfach nur seine Ruhe haben. Und manchmal, da weiß er selber nicht so recht, was er eigentlich wirklich will. *Was bin ich für ein merkwürdiger alter Mann.*

Der bärtige Autor am Fuße der Flugzeugtreppe steht fest und aufrecht, zwei junge Stewardessen der *Panagra* in ihren adretten Uniformen nehmen den berühmten Fluggast in die

Mitte und posieren für ein Erinnerungsfoto. Ernest mag es, von hübschen Frauen umgeben zu sein, doch nach dem anstrengenden Flug ist er zu erschöpft, um daran Gefallen zu finden. Und er merkt in diesem Augenblick, dass er für das glutheiße und trockene Klima der Wüste am Nordpazifik Perus mit seinem festen Jackett und der langen Hose viel zu dick angezogen ist.

Als der Schriftsteller sich ein wenig vom Flugzeug entfernt, beschleicht manch Umstehenden ein unangenehmes Gefühl. Ernest Hemingway bewegt sich erkennbar gebrechlich auf seinen Füßen. Zudem scheint sein Rücken beim Gehen ein wenig gekrümmt, und es hat bisweilen den Anschein, als ob der berühmte Besucher einen Stock oder eine andere Art der Gehhilfe benötige. Auf irgendeine Art und Weise passt das Macho-Charisma, das diesem Autor in der Öffentlichkeit vorausgeht, nicht so recht zu seinem hölzernen Auftreten.

Nun schlurft Ernest Hemingway auf die Redakteure zu. Seine Korpulenz und die leichte Lahmheit im Bein lassen seine Schritte ein wenig aussehen, als würde er den Gang eines Menschenaffen nachahmen. Wie ein Gorilla, flüstert ein Journalist den anderen frech zu. *Hola colegas!* Gut gelaunt bleibt der Nobelpreisträger dicht bei den drei Reportern aus Lima stehen. Der Schriftsteller hat die Despektierlichkeit mitbekommen, er bläst die Wangen auf wie ein Hamster und alle lachen herzlich.

Dann geht er auf die vorlaute Bemerkung mit dem Gorilla ein. Na, entgegnet der Amerikaner den Redakteuren, ich kümmere mich nicht mehr groß um die Taubheit im Bein oder um irgendwelche Gepflogenheiten, wie ich mich anzuziehen habe. Leute, am besten, man schaut gar nicht mehr in den Spiegel.

Trotz des langen Fluges zeigt sich der Nobelpreisträger aus den USA in aufgewühlter Stimmung. Er freue sich, so teilt er den Reportern mit, auf die Tage in Peru. Der Schriftsteller möchte das neue Meer, den wilden Pazifik vor

der peruanischen Küste, kennenlernen. Er sagt es und er hat es überdies in einem Artikel angekündigt: Er möchte lernen von diesem fremden Meer.

3. Hollywood hat einen Plan für Peru



Das Begrüßungskomitee für die Hemingways im peruanischen Talara: Mario Saavedra, Jorge Donayre und Manuel Jesús Orbegozo. Flughafen 'El Pato', am 16. April 1956

Ein kleines Empfangskomitee hat sich in Talara eingefunden, die drei Journalisten aus Lima, Angestellte des Flughafens, ein paar Schaulustige. Für gewöhnlich ist Ernest Hemingway, seit zwei Jahren mit den Würden des Nobelpreises gesegnet, anderes gewöhnt. Jedoch befinden wir uns in Peru, an der nördlichen Spitze eines rassistisch und sozial tief gespaltenen Landes. Die Geschäftigkeit spielt sich in den Reichenvierteln der amerikanisierten Hauptstadt ab und alles, was in den entlegenen Provinzen geschieht, wo überwiegend Indios und Mestizen leben, wird nicht so recht zur Kenntnis genommen.

So gut wie nie verirrt sich solch ein illustrierter Gast in diese trostlose Gegend. Doch Hollywood hat sich für Peru einiges einfallen lassen. Die *Warner Bros.*, der Leinwand-Gigant aus Los Angeles, konnten sich für viel Geld, man munkelt über 300.000 Dollar, die Filmrechte an Hemingways Erfolgsroman *Der alte Mann und das Meer* sichern. Dieser Geldregen ist ein Vermögen in den 1950er Jahren, um die heutige Kaufkraft zu berechnen, muss man den Betrag mit dem Faktor 8 vervielfachen.

Nach frühen Hungerjahren in Paris ist Ernest Hemingway ein fürstlich bezahlter Schreiber. Vor allem ein glücklicher Umstand lässt sein Bankkonto rapide anwachsen, er braucht nichts zu tun: Zu seinen Lebzeiten werden elf seiner Romane und Kurzgeschichten von Hollywood verfilmt. Der bärtige Amerikaner ist mit solchen *Windfall Profits* einer der bestbezahlten Schriftsteller überhaupt, mit den Filmtantiemen verdient er in manchen Jahren mehr als mit seinen Büchern. Der Autor ist materiell ein gemachter Mann, vielfacher Millionär, erstaunlich für eine Branche, in der sich sonst eher die Überlebenskünstler tummeln.

Der Hollywood-Manager Leland Hayward ist eigens nach Havanna geflogen, um Ernest Hemingway das Filmprojekt

und die Vorgehensweise der Produktionsfirma persönlich vorzustellen. Mit Peter Viertel hat er einen jungen, dennoch erfahrenen Drehbuchautor im Schlepptau. Fünf Jahre zuvor hat der in Dresden geborene Viertel - als Achtjähriger ging er 1928 mit den Eltern nach Kalifornien - das Skript zu *African Queen* geschrieben, dem Erfolgsfilm des Filmemachers John Huston.

Dem aufstrebenden Drehbuchschreiber, Sohn einer Schauspielerin und eines Regisseurs aus Deutschland, obliegt die Bürde, Hemingways weihevollere Sprachmelodie von der Novelle auf die Leinwand zu übertragen. Ernest und Mary haben Peter Viertel das erste Mal im Jahr 1948 während eines Skiurlaubs im Sun Valley getroffen, der Schriftsteller hat augenblicklich Gefallen an dem umtriebigen Kerl gefunden. *Pete* ist ein Typ ganz nach seinem Gusto: Im Zweiten Weltkrieg bei den *Marines* im Südpazifik ist er verwundet worden, später hat er für den US-Geheimdienst gearbeitet. Zwischen den beiden Männern entsteht rasch eine enge Freundschaft.

Die eindrucksvollen Angelszenen des Films, die für die Handlung so wichtig sind, will das Hollywood-Studio auf dem peruanischen Ozean vor Cabo Blanco drehen. Man hat dafür diese Gegend gewählt, weil sich rund um die Äquatorlinie die größten Fische auf diesem Planeten finden lassen. Ernest Hemingway wendet sich an seinen alten Kumpel Kip Farrington, den er seit den 1930er Jahren von zahlreichen gemeinsamen Angeltouren in der Karibik her kennt.

Der Schriftsteller fragt seinen Freund Kip um Rat und bittet ihn, die Filmaufnahmen mit seinem fachmännischen Know-how anzuleiten. Es ist dieser Angel-Crack Kip Farrington, der den Aufenthalt in Cabo Blanco vorschlägt und der die Exkursion anschließend auch organisieren wird. Der New Yorker Sportangler, Jahrgang 1904, wird zehn Tage bei seinem Freund Ernest in Peru bleiben und ihm auf der Jagd nach dem schwarzen Marlin zur Seite stehen.